

hat keineswegs ein enges formales Korsett geboten, aus dem der Pietismus auszubrechen versuchte (198) – vielmehr hat die neuere Forschung betont, dass es auch innerhalb der lutherischen Orthodoxie eine sehr starke Frömmigkeitsbewegung gegeben hat. Innerhalb der Preußischen Union haben keineswegs alle Gemeinden ihre konfessionelle Prägung behalten (209). Neben den reformierten und den lutherischen entstanden so auch unierte Gemeinden. Innerhalb der verwaltungsunierten Kirche gibt es also auch bekenntnisunierte Gemeinden. Es ist nicht ganz korrekt, dass erst im Zusammenhang der Wittenberger Unruhen 1521/22 die Predigt durch Luther wiederentdeckt wurde (220). Vielmehr gab es bereits im ausgehenden Mittelalter sehr beliebte Prädikantengottesdienste, in denen die Predigt im Zentrum stand.

Unklar bleibt beim Lesen, inwiefern die Unterstützung der Bekämpfung des Rassismus der Patriotischen Front von Simbabwe die Heilsarmee ihre Mitgliedschaft im ÖRK suspendierte (356). Hier wären weitere Erläuterungen nötig.

Trotz zahlreicher aufgeführten Gravamina und vermeidbarer Druckfehler liegt mit der von Johannes Oeldemann herausgegebenen Konfessionskunde eine beeindruckende neue Gesamtübersicht über die zeitgenössischen Kirchen vor. Auf dem Büchermarkt ist aktuell keine bessere Darstellung zu erhalten. Dennoch sind sowohl konzeptionelle als auch

redaktionelle Verbesserungen bei einer Konfessionskunde noch zu leisten. Dem Rezensenten stellt sich insbesondere die Frage, ob eine Außendarstellung von Kirchen das wissenschaftliche Profil einer Konfessionskunde durch eine tendenziell unbefangene Darstellung nicht auch fördern kann.

Andreas Müller

ORTHODOXIE IN DEUTSCHLAND

Thomas Bremer/Assaad Elias Kattan/Reinhard Thöle (Hg.), *Orthodoxie in Deutschland*. Aschendorff Verlag, Münster 2016. 240 Seiten. Gb. EUR 22,80.

Dass die Bundesrepublik Deutschland – abgesehen von den traditionellen Heimatländern in Osteuropa und auf dem Balkan – das europäische Land mit der größten Zahl an orthodoxen Christen ist, dürfte vielen nicht bekannt sein. Auch hält sich hartnäckig das Missverständnis, zwischen griechischer, russischer oder serbischer Orthodoxie gebe es einen konfessionellen Unterschied. Und welche Differenzen zwischen den altorientalischen und anderen orthodoxen Kirchen bestehen, überfordert selbst viele der ökumenisch Aufgeschlossenen. Es gibt also immer noch Aufklärungsbedarf im Blick auf die Orthodoxie in Deutschland. Dabei befindet sich die Orthodoxie in Deutschland gerade in einer unge-

mein spannenden und herausfordernden Umbruchsphase. Aus den einstmals nationalkirchlich geprägten Identitäten entwickelt sich eine orthodoxe Identität in Deutschland. Hinzu kommt die bedrückende Situation der Christen im Vorderen Orient, von denen viele nach Deutschland fliehen.

In dieser Situation will der Sammelband „Orthodoxie in Deutschland“ Orientierung geben. Assaad Elias Kattan, orthodoxer Theologe an der Universität Münster, hat zusammen mit seinem katholischen Kollegen Thomas Bremer und dem evangelischen Theologen Reinhard Thöle von der Universität Halle-Wittenberg, beide profunde Kenner der Orthodoxie, (fast) alles versammelt, was in der deutschen Orthodoxie und der orthodoxen Konfessionskunde Rang und Namen hat. Der Band spannt den Bogen von den Anfängen orthodoxer Gemeinden in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert bis hin zu den gegenwärtigen Fragen und den ökumenischen Beziehungen der orthodoxen Kirchen in Deutschland.

Ihren Ursprung verdankt die Orthodoxie in Deutschland unter anderem der Heiratspolitik deutscher Adliger, die russische Fürstinnen ehelichten, um damit die Beziehungen zu Russland zu festigen, wie im ersten historischen Teil des Buchs in mehreren Beiträgen beschrieben wird. Den neuen Herrscherinnen, die bei einer Heirat ihre Konfession nicht wechseln mussten, wurden Kapellen eingerichtet, in denen von den

Fürsten besoldete Priester orthodoxe Gottesdienste feierten. Durch die Verbindungen zwischen den Fürstenhäusern und die gewachsenen Beziehungen kamen nun immer mehr Russen nach Deutschland, nicht zuletzt als Gäste in die Kurmetropolen wie Baden-Baden oder Wiesbaden, wo für die seelsorgliche Betreuung ebenfalls orthodoxe Kirchen gebaut wurden.

Nach der Oktoberrevolution 1917 sowie nach den Umbrüchen in den 1990er Jahren haben sich in Deutschland immer mehr Orthodoxe aus verschiedenen Ländern niedergelassen. Dass die ethnische Vielfalt dennoch eine Einheit im Glauben verbindet, verdeutlicht Nikolaj Thon, Generalsekretär der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland. Nach ersten zaghaften Annäherungen stellte die Situation nach 1990 die Orthodoxen in Deutschland vor die Frage, wie die Orthodoxie hierzulande nicht nur kooperieren, sondern auch gemeinsam Belange nach innen und nach außen besprechen und vertreten kann. Aus der ursprünglichen „Kommission der Orthodoxen Kirche in Deutschland“ (KOKiD) entwickelte sich die „Orthodoxe Bischofskonferenz in Deutschland“ (OBKD), in der mittlerweile die Bischöfe von zehn Bistümern zusammenarbeiten. Die Errichtung einer solchen Bischofskonferenz in der Diaspora sei die „Sichtbarmachung und die Entfaltung gemeinsamen Handelns aller Orthodoxen“ (64), wie Thon erläutert. Ein solcher Schritt sei viel mehr als die Einrichtung einer strukturell

effizienteren Einheit. Dass diese durchaus als historisch zu bezeichnende Gründung einer Bischofskonferenz bis heute kaum Resonanz auch in der kirchlichen Öffentlichkeit gefunden hat, zeigt, wie hoch der Kommunikations- und Informationsbedarf immer noch ist.

Unter den Beiträgen zu den aktuellen Herausforderungen werden unter anderem die ökumenischen Beziehungen der Orthodoxen Kirche in Deutschland dargestellt. Allein an der Aufstellung der Mitgliedschaften in den regionalen ACKs (123) wird deutlich, welches Gewicht die Orthodoxe Kirche mittlerweile in allen Teilen Deutschlands hat und wie sie zur ökumenischen Vielfalt beiträgt. Dabei setzt die Orthodoxe Kirche auch eigene Impulse, wie beispielsweise durch den ökumenischen Tag der Schöpfung (128 f), der auf eine Initiative der Orthodoxen Kirchen zurückgeht und 2010 in Deutschland eingeführt wurde.

Die Integration der Orthodoxie in Deutschland scheint also gelungen zu sein. Der Beauftragte für innerchristliche Beziehungen der OBKD, Erzpriester Constantin Miron, zieht eine erste Bilanz. Die Orthodoxe Kirche in Deutschland bleibt für ihn trotz der jahrhundertalten Geschichte eine Migrationskirche (207). Dies zeige sich an den einzelnen Gemeinden, in denen es bis heute kaum Mitglieder ohne Migrationshintergrund gibt. In der Gemeinde Brühl, in der Miron viele Jahre tätig war, hat er bei Kasualien

insgesamt 67 verschiedene Nationen verzeichnet. Integration war, ist und bleibt ein wichtiges Aufgabenfeld der Orthodoxie, ist Miron überzeugt. Daraus ergebe sich aber auch eine wesentliche Frage für das Selbstverständnis der Orthodoxen Kirche: versteht sie sich nach wie vor als Kirche in der Diaspora oder entwickelt sie sich zur „Kirche vor Ort“?

Im letzten Teil des Buches werden die altorientalischen Kirchen vorgestellt, darunter die Assyrische Kirche des Ostens, die Kopten, die Syrisch-Orthodoxe und die Armenische Kirche. Schade, dass darunter auch Kirchen fehlen, wie zum Beispiel die Äthiopisch-Orthodoxe Kirche. Für den Leser wäre es vielleicht hilfreich gewesen, anstatt des mehr speziell anmutenden Themas der Geschichte der Russisch-Orthodoxen Gemeinden im 19. Jahrhundert einen Überblicksbeitrag wie beispielsweise den von Nikolaj Thon (51 ? 70) an den Anfang zu stellen und darin noch etwas mehr konfessionskundliche und statistische Informationen unterzubringen. Auch hätte eine redaktionell mehr zupackende Hand dem Band gut getan. So wären mit etwas mehr Abstimmung die vor allem im historischen Teil zahlreich auftauchenden Redundanzen vermeidbar gewesen. Das tut dem Buch aber keinen Abbruch. Wer sich also einen Überblick über die Orthodoxie in Deutschland aus unterschiedlichen Blickwinkeln verschaffen will, sollte zu diesem insgesamt gelungenen Sammelband greifen.

Marc Witzenbacher
LUTHERS SPRACHE

Marie Luise Knott/Thomas Brovot/Ulrich Blumenbach (Hg.),
Denn wir haben Deutsch. Luthers Sprache aus dem Geist der Übersetzung. Matthes & Seitz, Berlin 2015. 334 Seiten. Gb. EUR 24,90.

Übersetzer sind seltsam unruhige Gestalten, auch wenn ihre sitzende Tätigkeit, die bisweilen an die Ungestalt der Gottesanbeterin erinnert, sie als Agenten einer Ruhe ausweist, deren Aufgabe darin besteht, eine Differenz zum Verschwinden zu bringen, die sie doch allererst an die Arbeit gehen lässt. Nichts verängstigt einen Übersetzer offenbar mehr als eine holprige Formulierung, ein stockender Blick oder ein unterbrochenes Verstehen, wie Martin Luther im Sendbrief vom Dolmetschen zu berichten weiß: „Im Hiob arbeiteten wir also [...], das wir yn vier tagen zu weilen kaum drey zeilen kundten fertigen. Lieber, nu es verdeutscht und bereit ist, kans ein yeder lesen und meistern. Laufft einer ytz mit den augen durch drey, vier bletter und stost nicht ein mal an, wird aber nicht gewar, welche wacken und kletze da gelegen sind, wo er ytzt über hin gehet, wie über ein gehoffelt bret, wo wir haben muessen schwitzen und uns engsten [...].“ Offenbar arbeiten Übersetzer auf den Friedhöfen des Verstehens. Dies gilt ganz besonders, aber beileibe nicht aus-

schließlich, wenn die Sprachen, aus denen sie übersetzen, sogenannte tote Sprachen sind, Sprachen ohne Zukunft, für die ihre Übersetzung das einzige Versprechen auf Lebendigkeit darstellt. Übersetzen bestünde dann in einer „Zwiesprache mit den Toten“ (74), um sie am Leben zu halten.

„Angestiftet vom Deutschen Übersetzerfonds“ (12) versammelt der Band Beiträge von professionellen Literaturübersetzern und Schriftstellern, die jenseits von religionswissenschaftlichen oder theologischen Ufern aus einen Blick auf Martin Luther, den Übersetzer werfen. Dessen übersetzerisches Credo „denn ich habe deutsch [...] reden woellen“ wird schon im Titel des Bandes zu einem „Wir“ verschoben, sodass der einzelne Übersetzer, so einsam seine Tätigkeit auch erscheinen mag, immer schon zum Resonanzraum mehrstimmiger und miteinander verwobener kultureller Lagen wird. Berücksichtigt man nun noch die Erfolgsgeschichte der lutherischen Bibelübersetzung, so liegt natürlich auch das politische Schlaglicht, das dieser Band in den Schatten der doch weitgehend marginalisierten Übersetzertätigkeit wirft, nahe, wenn Luther als „Pate für die Übersetzung als Medium des europäischen Kulturtransfers“ (15) angeführt wird.

Übersetzen, und im Folgenden nehme ich das übersetzerische „Wir“ des Bandes ernst, ohne die beeindruckende Polyphonie seiner Beiträge unter eine Leitmelodie zwingen